

Traumland Amerika

Hunderttausende Deutsche wanderten nach dem Zweiten Weltkrieg nach Übersee aus. Sie flohen vor Armut, Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot. In der neuen Welt wartete auf die Emigranten vor allem eines: harte Arbeit.

Dittmer Bubert lacht. „Eigentlich sind Winnetou und Old Shatterhand schuld.“ Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre las der Hamburger Jung, damals noch ein halbes Kind, die Wildwestgeschichten Karl Mays und verfolgte mit glühenden Ohren die Abenteuer seiner Helden. Außerdem gab es jede Woche ein Comic-Heftchen über den Cowboy und Trapper Tom Mix. „Dann habe ich mich immer nach Amerika geträumt.“

Mit 14 ist die Schule zu Ende, er lernt den Beruf des Schlachters, wohnt weiter mit drei Geschwistern bei den Eltern im Stadtteil Lurup. Vater und Mutter betreiben ein Milchgeschäft.

Im März 1956 macht Bubert, gerade mal 19 Jahre alt, dann Ernst, und aus seinem großen Traum wird Wirklichkeit. Er besteigt in Bremerhaven den Passagierdampfer „Arosa Sun“ und wandert nach Nordamerika aus. Er hofft, dort nicht nur die Weiten der Prärie zu finden, sondern auch bessere Lebensperspektiven. „Am liebsten wollte ich Pferdezüchter werden.“

Manfred Schulze wächst im niedersächsischen Uelzen als Ältester von vier Kindern auf. Seine Eltern leben von einer kleinen Gärtnerei. Am Kriegsende, mit erst 15 Jahren, wird er

noch eingezogen, kommt allerdings nicht mehr an die Front. Er macht eine Lehre als Orthopädiemechaniker, studiert anschließend in Hamburg zwei Jahre Musik, Hauptfach Trompete, zieht als Musiker umher. „Doch die beruflichen Möglichkeiten in Deutschland waren schlecht“, erinnert er sich.

Aber er will etwas aus sich machen, will etwas erreichen. Also fährt er im Oktober 1951 nach Bremerhaven, schiffet sich mit 1800 anderen Auswanderern auf der „Fairsea“ ein und schippert erst nach New York, dann weiter Richtung Norden, nach Kanada. Seine Freundin und spätere Frau Renate, mit der er damals schon vier Jahre zusammen ist, kommt einige Monate später nach. „Ich bin aus Ehrgeiz ausgewandert.“

Dittmer Bubert und Manfred Schulze wollen wie unzählige Menschen das zerstörte Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg verlassen. „Millionen haben nur einen Wunsch: Raus aus Europa“, titelt 1949 das Boulevardblatt „die strasse“. Nach Umfragen des Meinungsforschungsinstituts Emnid will allein zwischen 1951



Auswanderer Bubert auf der „Arosa Sun“ 1956,

wachsen sind, machen sich auf in ein fernes, ihnen meist unbekanntes Land.

Nach Angaben des Statistischen Bundesamts siedelten rund 385 000 Deutsche in die USA über, etwa 234 000 zog es nach Kanada, 80 500 nach Australien – es war die größte Auswanderungsbewegung von Deutschen nach Übersee im 20. Jahrhundert.

Die meisten Auswanderer haben nur sehr oberflächliche Vorstellungen, was sie jenseits des Atlantiks erwartet. Zwar gibt es Informationen bei Beratungsstellen, Botschaften und Konsulaten, auch in Zeitungen wird berichtet. Aber die Nachrichten sind oft unvollständig, widersprüchlich oder veraltet. Das Fernsehen kommt in den fünfziger Jahren erst allmählich auf. Die Erwartungen der meisten Auswanderer sind von Erzählungen bestimmt und voller Klischees.

Für viele ist es in erster Linie wichtig, schnell aus Deutschland wegzukommen. Dabei ist eine gewisse Naivität weit verbreitet: So sprechen nur wenige der Auswanderer einigermaßen Englisch – und die meisten versuchen nicht einmal, es in den Wochen und Monaten, in denen sie auf die Überfahrt warten, zu lernen.

Getrieben sind die Emigranten von der Sehnsucht nach Wohlstand und Erfolg, der Hoffnung auf ein besseres Leben. In Deutschland herrschen nach der Nazi-Diktatur und den Wirren des Weltkriegs Armut, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot. Fast jede Familie hat Angehörige verloren, Millionen Menschen leben in Notunterkünften oder zur Untermiete, Junge



und 1954 knapp ein Drittel der deutschen Bevölkerung – zumindest unter bestimmten Umständen – auswandern.

Für viele bleibt es nur ein Wunsch. Doch 780 000 Deutsche kehren ihrer Heimat zwischen 1946 und 1961 tatsächlich den Rücken. Sie verabschieden sich von ihren Familien, ihren Freunden, gehen fort aus den Dörfern und Städten, in denen sie aufge-

DITTMER'S WURST-HAUS

HOMEMADE SAUSAGES·HAMS·TURKEYS



ANDY FREEBERG

mit Familie 2005*, spätere Ehefrau Margaret 1956 (u.): „Am liebsten wollte ich Pferdezüchter werden“



und Alte hungern. Die Arbeitslosigkeit erreicht im März 1950 mit zwei Millionen ihren Höhepunkt.

Viele sind zudem entwurzelt: 1950 leben in der Bundesrepublik Deutschland rund 50 Millionen Menschen, die Hälfte davon sind Kriegsmigranten – Vertriebene aus dem Osten, Flüchtlinge aus der Sowjetischen Besatzungszone beziehungsweise der DDR, während des Kriegs Evakuierte, ehemalige Kriegsgefangene, Verschleppte, Heimatlose. Oft sind Familienbande zerrissen, haben sich soziale Bindungen gelöst.

Viele der Enttäuschten und Verlorenen sehen in den USA oder Kanada das gelobte Land, reich und modern, voller

* Dittmer Bubert, Ehefrau Margaret, Sohn Mark, Tochter Petra.

Chancen und Perspektiven. Denn während der Jahre der Besatzung kommen zahlreiche Deutsche mit meist freundlichen GIs in Kontakt („How are you, Froilein?“) oder erhalten Carepakete aus Nordamerika. Während der Berliner Blockade 1948/49 erleben die Deutschen, wie vor allem amerikanische „Rosinenbomber“ die Stadt am Leben erhalten.

Die Deutschen lernen Kaugummi schätzen, „Lucky Strike“-Zigaretten, Corned Beef, Schokolade aus der Dose, Nylonstrümpfe, Instantkaffee. Und fast jeder weiß von einem

im Familien- oder Freundeskreis zu berichten, der schon ausgewandert ist und angeblich sein Glück gemacht hat.

Maria Brand, geboren 1936 in Vreden im Münsterland, eines von sechs Kindern, hört Geschichten über „dieses wunderbare Amerika“ schon als Kind aus dem Mund ihres Vaters. Der Fabrikarbeiter war 1923 in die USA übergesiedelt, ein paar Jahre später jedoch zurückgekehrt, da seine Frau nicht nachkommen wollte. Nach dem Krieg ist zu Hause alles knapp, der Vater an der Front verwundet worden.

„Ich wollte schon immer wissen, wie es woanders ist“, erzählt Maria Brand. Ihr Bruder war 1954 nach Milwaukee im US-Staat Wisconsin emigriert. Sie hat sich nach der Schule als Haushaltshilfe und in einer Fabrik verdingt. 1956 gibt es auch für sie kein Halten mehr: Im Mai startet sie

von Cuxhaven aus auf der „Italia“ nach New York, von dort aus geht es weiter zu ihrem Bruder.

Doch schon die Fahrt in die neue Welt konnte gefährlich und entbehrungsreich sein: In den billigen Klassen auf den Zwischendecks werden die Menschen in großen Schlafsälen zusammengepfercht. Die sanitären Bedingungen sind teilweise miserabel. Viele der Auswanderer sind noch nie auf einem größeren Schiff gewesen und werden seekrank. Maria Brand ereilt auf der elftägigen Passage über den Atlantik eine Blinddarmentzündung, sie muss auf dem Schiff notoperiert werden. „Ich bekam eine Einzelkabine, und der Kapitän besuchte mich.“ Heute kann sie über den Zwischenfall schmunzeln, damals hätte es sie fast das Leben gekostet.

Manfred Schulze wird während der Seereise alles Wichtige und Wertvolle aus seinem Gepäck gestohlen. „Bei der Ankunft hatte ich im wahrsten Sinne des Wortes nichts mehr.“ Dittmer Bubert wiederum muss nach 15 Tagen auf See direkt nach dem Anlegen in Saint John an der kanadischen Ostküste noch 50 Stunden mit dem Zug weiter nach Edmonton in der westlichen Provinz Alberta weiterfahren – ohne etwas zu essen, ohne einen Platz zum Liegen. Bei der Ankunft ist er mit seinen Kräften am Ende.

Weder Risiken noch rechtliche Beschränkungen können den Auswanderungswillen vieler Deutscher bremsen. Gleich nach dem Krieg, zwischen 1945 und 1949, dürfen die äußeren Grenzen der Besatzungszonen nur mit Genehmigung



ANDY FREIBERG

Ehepaar Schulze 2005, mit Kind um 1954: „Keinem Risiko aus dem Weg gegangen“

der Militärbehörden überschritten werden, so hat es der Alliierte Kontrollrat im März 1945 beschlossen. Damit ist in diesen Jahren die Ausreise faktisch verboten. Ausnahmen gelten – etwa für die USA – nur für Familienangehörige, darunter fallen vor allem sogenannte Kriegsbräute, deutsche Frauen, die amerikanische Soldaten heiraten. In begrenztem Umfang können auch Gegner und Verfolgte des Nazi-Regimes auswandern.

Im Rahmen zweier geheimer US-Militäraktionen, Codenamen „Overcast“ und „Paperclip“, werden zwischen 1945 und 1949 zudem mehrere hundert deutscher Wissenschaftler und Techniker mit ihren Angehörigen in die USA gebracht. Die Amerikaner wollen sich vor dem Hintergrund des bevorstehenden Kalten Krieges das militärtechnische Wissen der Forscher sichern, insbesondere auf dem Gebiet der Flugzeug- und Raketentechnik.

Zahlreiche Deutsche sind in den darauffolgenden Jahren entscheidend am Atom- und Weltraumprogramm der Amerikaner beteiligt, unter ihnen Wernher von Braun. Die amerikanischen Militärs umgehen bei der Rekrutierung der deutschen Experten das reguläre Einwanderungsverfahren; die meisten der Forscher werden erst Jahre später durch organisierte Neueinreisen über Mexiko und Kanada zu offiziellen Einwanderern.

Ab 1948 lockern die USA, Kanada und Australien die Einwanderungsbestimmungen für Deutsche, im Sommer 1949 heben die amerikanischen und britischen Besatzungsbehörden die Reisebeschrän-

kungen für Westdeutschland auf. Schon allein die Ankündigung, leichter einwandern zu können, sorgt 1948 für einen Massenansturm auf die amerikanischen Konsulate.

Der SPIEGEL meldet im September: „In Spiefurt schätzt Generalkonsul Vance den täglichen Eingang auf 12 000 bis 14 000 Anträge. Den Gesamttagessanfall in allen deutschen Amerika-Konsulaten berechnet der Visa-Offizier in Hamburg auf 30 000 bis 40 000. Damit übersteigen die Anträge eines einzigen Tages schon die Quote für das ganze nächste Jahr.“

Die deutschen Politiker reagieren unterschiedlich auf die bevorstehende Auswanderungswelle. Während der Sozialdemokrat Carlo Schmid im Parlamentarischen Rat den Auswanderungswilligen vorwirft, sich vor dem Wiederaufbau und dem Lastenausgleich zu drücken, betont der erste Bundespräsident Theodor Heuss (FDP), dass es hilfreich sei, wenn „die alten Verbindungen persönlicher oder geschäftlicher Art“ wieder geknüpft werden könnten. Bundeskanzler Konrad Adenauer (CDU) wiederum befürchtet Ende 1949 den Verlust qualifizierter Arbeitskräfte: „Wir müssen gerade die jungen arbeitsfähigen Leute im Land behalten.“

Doch die Möglichkeiten der deutschen Politik, die Auswanderung zu steuern, sind gering – als entscheidend erweisen sich allein die Regeln der Einwanderungsländer. Die USA, Kanada und Australien setzen Quoten fest, alle Interessierten haben sich schriftlich zu bewerben. Dabei müssen die potentiellen

Neubürger nachweisen, dass sie gesund sind und über Geld und Arbeit verfügen. Oder sie müssen Bürgen im Land haben, oft Verwandte oder Freunde, die im Notfall für sie aufkommen. Unter allen Umständen soll vermieden werden, dass die Einwanderer der staatlichen Wohlfahrt zur Last fallen. Eine Einbürgerung ist etwa in den USA erst nach fünf Jahren möglich.

So hat der gelernte Schlachter Dittmer Bubert schon vor der Abreise in Deutschland einen Arbeitsvertrag eines Metzgers im kanadischen Edmonton in der Tasche, der Musiker Manfred Schulze einen Job in einer Goldmine in Val-d’Or in der Provinz Quebec sicher, und für Maria Brand bürgt ihr Bruder. Auf die meisten Auswanderer wartet in dem vermeintlichen Garten Eden jenseits des Atlantiks vor allem eines – harte Arbeit.

Manfred Schulze hat in den ersten vier Jahren zwei Jobs: Tagsüber schuftet er, sechs Tage die Woche, für 95 Cent die Stunde im Bergwerk. „Das war sehr hart mit den Händen eines Musikers.“ Jeden Abend spielt er Trompete und Akkordeon in einem Bordell. Dann lebt er eine Zeit lang nur davon, in einem Nachtclub aufzutreten. „Aber die Bezahlung war lausig.“ 1956 verpflichtet er sich als Musiker bei der kanadischen Armee und gibt für die nächsten sechs Jahre in einer 55 Mann starken Kapelle unter anderem Märsche und Volkslieder zum Besten.

Dittmer Bubert wechselt anfangs mehrmals die Arbeitsstelle. „Ich wusste aber, dass ich mich durchschlagen kann. Ich habe einfach immer gearbeitet.“ Denn wer nicht arbeitet, hat kein Geld, und von staatlicher Seite gibt es – auch im Notfall – keinen Cent. Es droht die Rückreise.

Maria Brand sieht nach ihrer Ankunft in New York „die ersten Schwarzen“, und als sie das Wort „television“ hört, meint sie, sie solle „Teller wischen“. In Milwaukee wohnt sie bei ihrem Bruder, arbeitet erst als Zimmermädchen, dann in einer Kartonfabrik.

Manfred Schulze, Dittmer Bubert und Maria Brand sind typische Auswanderer der fünfziger Jahre. Nach Untersuchungen des deutschen Migrationsforschers Alexander Freund, der heute an der University of Winnipeg in der kanadischen Provinz Manitoba lehrt, war „die Gruppe der Ausgewanderten wesentlich jünger als der Bevölkerungsdurchschnitt“, und es waren

„überproportional viele Ledige“ darunter. Auch Flüchtlinge und Vertriebene waren besonders stark vertreten.

Außerdem war nur ein kleiner Teil der Auswanderer vor der Abreise arbeitslos, viele gaben hingegen für die Aussicht auf ein besseres Leben eine feste Anstellung auf. Auch Abenteuerlust spielte eine Rolle, wie Befragungen ergaben.

Hotel Halekulani. Am Strand von Waikiki trifft sie ihren späteren Mann, einen Konditor aus Westfalen. Zusammen ziehen sie 1961 nach San Francisco. Sie arbeitet als Apartmenthaus-Managerin, er bei der Fluggesellschaft United, sie bekommen Kinder. Die Region um die kalifornische Küstenstadt San Francisco verlassen sie nicht mehr.

gab es doch die hübscheren Mädchen.“ Sein Geld verdient er in einer Filiale der Einzelhandelskette Safeway als Chef der Fleisch- und Wurstwaren. 1962 lernt er seine Frau Margaret kennen, ebenfalls eine Einwandererin, 1956 aus der Nähe von Bielefeld gekommen. 1987 macht Dittmer Bubert dann seine eigene Metzgerei, Dittmer's Gourmet Meats & Wurst-Haus,

in Mountain View auf, mitten im Silicon Valley, nur wenige Meilen südlich von San Francisco.

Viele Deutsche heiraten in der Fremde andere Deutsche. Die gemeinsame Sprache, ähnliche Erfahrungen in der Jugend, das gleiche kulturelle Verständnis erleichtern die Liebe und das Zusammenleben. Außerdem treffen sich die Deutschen in eigenen Gesangs- und Sportvereinen, in verschiedensten Clubs und Zirkeln.

Die drei Einwanderer aus Hamburg, Uelzen und Vreden haben es geschafft. Maria Brand lebt heute, knapp 70-jährig, in einem eigenen Haus in einer idyllischen Seniorensiedlung in der Nähe von San José, ihr Mann ist vergangenes Jahr gestorben. „Damals, als ich ausgewandert bin, hatte ich kein Heimweh und keine Angst.

Ich war jung und suchte das Abenteuer.“ Sie lacht. Zurück nach Deutschland, daran denkt sie auch heute keine Sekunde.

Manfred Schulze, von Freunden und Bekannten nur Fred genannt, genießt mit seiner Frau von seinem Haus aus einen wunderbaren Blick über das südliche Santa Clara Tal. Er macht mit 76 Jahren noch immer Musik. „Ich habe stets nach vorn geschaut und bin keinem Risiko aus dem Weg gegangen.“ Selbstbewusst lehnt er sich zurück.

Dittmer Bubert arbeitet mit seinen fast 70 Jahren noch immer mehrere Tage in der Woche in seiner Metzgerei, deren Leitung er seinen Kindern übergeben hat. Auch er hat es nie bereut, ausgewandert zu sein. „Schon eine Woche nach meiner Ankunft in Edmonton in Kanada habe ich einen Brief nach Hause geschrieben, dass ich nie mehr zurückkomme.“

In der Zwischenzeit besitzt er ebenso wie Maria Brand und Fred Schulze längst einen amerikanischen Pass. „Von meiner Herkunft bin ich natürlich Deutscher“, sagt er. Aber Kalifornien, ganz weit im amerikanischen Westen, ist seine Heimat geworden.

„Wenn Deutschland gegen die USA Fußball spielt, schlägt mein Herz für die Amerikaner.“

JOACHIM MOHR



Emigrantin Brand 2005, bei ihrer Hochzeit 1960, mit Bruder 1956 (u.): „Ich suchte das Abenteuer“

Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre geht die Zahl der Auswanderer aus Deutschland dann stark zurück. Waren im Jahr 1952 etwa 53 200 Deutsche in die USA übersiedelt, waren es 1961 gerade noch 17 000. In der Bundesrepublik herrscht jetzt Vollbeschäftigung, die Wohnungsnot ist gelindert, viele Vertriebene haben sich integriert, die Menschen verdienen mehr Geld und können sich mehr leisten. In vielen Haushalten stehen Kühlschränke und Fernseher – das Wirtschaftswunder gewinnt an Fahrt. Gleichzeitig verschärfen die USA, aber auch Kanada und Australien die Einwanderungsbestimmungen, denn dort flaut die Wirtschaft ab.

Einem Jahr nach Ende des Zweiten Weltkriegs haben sich in Deutschland die meisten Menschen eingerichtet. Etwa zur gleichen Zeit finden auch Maria Brand, Manfred Schulze und Dittmer Bubert einen festeren Platz in ihrer neuen Heimat. Die meisten Einwanderer haben in den ersten Jahren viel ausprobiert, oft den Job gewechselt, sind von einem Ort in den nächsten gewandert – immer auf der Suche.

Maria Brand zieht 1960 nach Hawaii („Honolulu wurde in Schlagen immer so schön besungen“), arbeitet im First-Class-



Manfred Schulze siedelt nach seiner Zeit beim kanadischen Militär gemeinsam mit seiner Frau ebenfalls in das Gebiet südlich von San Francisco, heute Silicon Valley genannt – und auch er bleibt. Er arbeitet als technischer Zeichner, hat mit Partnern zeitweise eine Firma in der Computerbranche. In den siebziger Jahren schafft er sich mit Immobilien ein ansehnliches Vermögen.

Dittmer Bubert wandert 1961 ebenfalls von Kanada in die USA ein und lässt sich in San Francisco nieder. „In Kalifornien